

Kapitel 21

Im April hörten die Winde auf zu heulen, das Prasseln der Eisregen ließ nach und die dunklen Wolken verzogen sich in noch dunklere Gefilde. Endlich klarte der Himmel über London auf und ich konnte sogar ein bisschen blauen Himmels und einen kleinen Teil der goldenen Sonne sehen. Endlich kam der Frühling aus seinem Versteck. Meine Laune verbesserte sich auch, weil Kambiz mich auf seinem Weg nach Wien besuchte, wo er über den Atomstreit zwischen dem Iran und den Weltmächten berichtete. In den folgenden zwei Jahren reiste er oft nach Wien oder Genf, um über die Verhandlungen, die im Oktober des Vorjahres begonnen hatten, zu schreiben. Es gab noch einen anderen Grund für meine gute Laune: mein Verlobten-Visum war bewilligt worden. Jetzt konnte ich endlich nach New York ziehen.

Natürlich rückte damit auch das Heiratsthema wieder in den Vordergrund. Um ehrlich zu sein, hatte ich Angst davor, wieder zu heiraten. Ich mochte meine Unabhängigkeit und wollte mich ganz auf das Schreiben und meine Arbeit als kämpferische Journalistin konzentrieren.

„Diese Hochzeit wird unsere Liebe zerstören“, sagte ich zu Kambiz. „Sobald die Leute heiraten, ersticken sie in den häuslichen Pflichten.“

Kambiz war meine ehefeindliche Einstellung gewöhnt.

„Lass uns schauen, ob wir uns nach ein paar gemeinsamen Monaten noch ausstehen können und dann entscheiden wir uns.“

Ich wusste, dass er scherzte, doch ich hatte noch immer Bedenken. Ich stellte ihn allen meinen Freunden vor und forderte sie auf, Mängel an ihm zu finden. Alle liebten ihn. Sogar meine Familie in Ghomikola und meine Brüder in Teheran waren auf seiner Seite und flehten ihn förmlich an, mich nicht gehen zu lassen. Ausgerechnet meine Mutter

sagte mir dauernd, wie dankbar ich sein sollte. Sie nutzte jede Gelegenheit, um mir einen Vortrag darüber zu halten, dass ich eine „gehorsame Ehefrau“ sein und mich um meinen zukünftigen Ehemann kümmern sollte.

„Ich bete jeden Tag dafür, dass Kambiz’ immer seinen schützenden Schatten über dir werfen wird“, erklärte Mutter. „Du hast Glück, dass es jemanden gibt, der bereit ist, dich zu heiraten.“

„Ich brauche keinen Mann, der auf mich aufpasst. Hör auf, das dauernd zu sagen, das ist peinlich.“

Ich war eine Frauenrechtsaktivistin und Kämpferin und doch ermutigte meine Mutter mich immer wieder, Kochen zu lernen, um mich besser um meinen zukünftigen Ehemann kümmern zu können.

Meine Mutter sagte mir auch, dass AghaJan erleichtert war, dass ich einen Verlobten hatte.

Der Frühling in London kann ziemlich belebend sein. Ich spazierte mit Kambiz durch die bezaubernden Straßen von Kew Gardens und bewunderte die allgegenwärtigen rosa Kirschblüten. Ich konnte mich nicht zügeln; ich war voller Energie und lief hin und her, sammelte die rosa Blütenblätter ein, die von den Bäumen gefallen waren, warf sie in die Luft und lachte wie ein Kind. Es machte einfach Spaß, die Wärme der Sonne auf meiner Haut zu spüren und den Wind, der durch mein Haar wehte. Es war gut, am Leben zu sein. Kambiz schoss ein Foto nach dem anderen. Ich hatte gute Laune.

Und ich brauchte eine Veränderung. Schon seit einiger Zeit schrieb ich kontinuierlich über Verzweiflung, den Verlust meiner Heimat im Iran, über die Verhaftung und den Tod von Demonstranten. Obwohl ich *Die Opfer von 88* beendet hatte, berichtete ich noch immer über Menschenrechtsverletzungen in der Islamischen Republik im Jahr 2014. Trotz Rohanis Wahlsieg im Jahr zuvor hörten sie nicht auf.

Sogar Pouyan beschwerte sich, dass mein Laptop zu viele Geschichten von Tod und Folter enthielt. Manchmal hatte ich Albträume, in denen aus meinem Laptop das Blut sickerte.

Nun wollte ich über meine Freude schreiben, über meine Freude darüber, die Freiheit zu haben, zu rennen, zu springen, zu schreien und zu singen. Ich wollte über die Teile meines Lebens schreiben, die

Freude machten. Eines Tages klickte ich mich durch die neuesten Fotos und wählte eines derjenigen aus, die Kambiz von mir gemacht hatte, als ich freudig eine Straße voller blühender Kirschbäume entlanggelaufen war. Ich trug darauf eine leuchtend orangefarbene Daunenjacke, meine Arme waren ausgebreitet, als wäre ich bereit, die ganze Welt zu umarmen und der Wind wehte durch mein Haar.

Auf meiner Facebook-Seite veröffentlichte ich das Bild zusammen mit einer simplen Nachricht, die mein ganzes Leben verändern sollte:

„Wann immer ich frei umherlaufe und mein Haar im Wind tanzt, erinnere ich mich daran, dass ich aus einem Land komme, in dem mein Haar seit über 30 Jahren eine Geisel der Machthaber der Islamischen Republik ist. Ich weiß, dass die Straßen im Iran mich vermissen, meine fröhliche Anwesenheit, meine schnellen Schritte, meinen Tanz und mein Lachen. Dessen bin ich mir sicher.

Ich komme aus einem Land, in dem es seit über 30 Jahren keiner Frau möglich war, ihr Haar aus den Händen der Geiselnnehmer zu befreien, die immer wieder sagen: 'Die Zeit ist nicht reif'.“

Ich hatte bewusst das Wort „Geisel“ gewählt, dessen Bedeutung offensichtlich ist: Die Islamische Republik hatte ihre Herrschaft 1979 durch die Art und Weise, wie sie die Geiselnahme gehandhabt hatte, gefestigt. Die Islamische Republik hatte mein Haar zu ihrer Geisel gemacht – und nicht nur mein Haar, sondern das Haar aller iranischer Frauen.

Ich hatte den obligatorischen Hidschab schon immer als eine der lästigsten „Errungenschaften“ der Islamischen Republik angesehen, aber als ich noch dort lebte, konnte ich mich nur im Privaten darüber beschweren, denn hier zog das Regime eine rote Linie. Als Journalistin konnte ich diese Grenze ein wenig überschreiten und in privaten Sitzungen mit hochrangigen politischen Persönlichkeiten, wie etwa dem ehemaligen Präsidenten Khatami und Rafsanjani, hatte ich das Thema vorsichtig angesprochen; doch alle hatten meine Bedenken abgetan. Das sei keine wichtige Angelegenheit, hatten sie gesagt. „Es gibt wichtigere Probleme, die zuerst gelöst werden müssen.“ Sie alle wollten die Missstände in der Gesellschaft beheben, hatten aber keine Zeit dafür,

sich anzuhören, was die Frauen wollen. Mir wurde klar, dass soziale Freiheiten für Frauen schlicht nicht auf der Tagesordnung standen. Im Iran hatte ich diese rote Linie respektieren und wissen müssen, wann ich mich zurückziehen hatte. Erst als ich das Land verlassen hatte wurde mir klar, wie wichtig die Frage der Hidschab-Pflicht für normale Frauen war. Es ärgerte mich, dass die muslimischen Länder im Umkreis des Irans – die Türkei, Pakistan, Aserbaidschan, Turkmenistan, Syrien, der Irak und der Libanon – bei diesem Thema weniger restriktiv waren.

Ich hatte mehr als 200.000 Facebook-Follower und mein Kirschblüten-Beitrag zog eine riesige Menge an Kommentaren nach sich. Ich schien bei meinen Lesern einen wunden Punkt getroffen zu haben. Mein Foto und der dazugehörige Text wurden immer wieder geteilt, sowohl auf Facebook als auch auf anderen Social-Media-Seiten. Noch interessanter war, dass im Kommentarbereich eine hitzige Diskussion ausbrach. Ich bin eine Verfechterin von Online-Diskussionen, davon, die Menschen miteinander ins Gespräch zu bringen, und davon, politische Veränderungen anzustoßen, so dass es zu dauerhaften gesellschaftlichen Reformen kommt. Ich war sehr glücklich über die Gespräche, die ich auf Facebook über die Hidschab-Pflicht angestoßen hatte. Hier gab es eine Plattform für ganz normale Frauen – im Gegensatz zu Frauenrechtsaktivistinnen –, auf der sie offen über die unterdrückerische Natur der Hidschab-Pflicht reden konnten. Überraschend war auch, dass einige Frauen in der Kommentarspalte auch Fotos von sich ohne den Hidschab posteten.

Doch ich hatte drängendere Sorgen. Am 17. April, wollte ich mit Pouyan gerade einige Besorgungen machen, da klingelte mein Handy. In dem Moment, als ich die Stimme am anderen Ende der Leitung hörte, stellten sich mir die Haare auf meinen Armen auf. Der Anruf kam aus Abteilung 350, einem Trakt des berühmten Evin-Gefängnisses. Ich erkannte die Stimme des Anrufers: Es war Siamak Ghaderi, ein ehemaliger Chefredakteur der ILNA, der dort eine vierjährige Haftstrafe verbüßte, weil er die Menschenrechtsverletzungen während der Proteste nach den Wahlen 2009 kritisiert hatte.

Ghaderis Stimme zitterte vor Wut. Im Hintergrund waren Schreie und durch entsetzliche Gewalt verursachte Geräusche zu hören. Er be-

schrieb, wie fast 100 Sicherheitsleute in Uniform in die Abteilung 350 eingedrungen waren, um eine „Inspektion durchzuführen“. Die Gefangenen waren angewiesen worden, ihre Zellen zu verlassen. Sie hatten sich geweigert und gefordert, bei den Durchsuchungen anwesend zu sein; bei früheren Gelegenheiten waren persönliche Gegenstände verschwunden und die Gefangenen trauten den Behörden nicht. Als die Gefangenen sich weigerten zu gehen, gingen die Wachen mit Schlagstöcken auf sie los. Sie schlugen ihnen auf die Beine, die Arme und sogar auf die Köpfe, sie schleiften sie über den Boden, zerrissen ihre Kleidung und verprügelten sie. Anderen Gefangenen hatte man Augenbinden und Handschellen angelegt, ehe man sie zusammenschlagen hatte. Es gab mehr als 30 Verletzte; viele hatten gebrochene Rippen und Platzwunden, vier waren so schwer verletzt, dass sie an ein Krankenhaus außerhalb des Gefängnisses überstellt werden mussten. Den Rest der Verletzten steckte man in Einzelhaft, statt sie in ein Krankenhaus zu bringen.

Dies und noch einiges mehr hatte Ghaderi mir erzählt. Die Wachen suchten gezielt nach in das Gefängnis geschmuggelten Mobiltelefonen, wie jenem, mit dem Ghaderi mich angerufen hatte. Ghaderi und ein ebenfalls inhaftierter Menschenrechtsanwalt stimmten einem Interview aus dem Evin-Gefängnis zu; ich hatte einen Bericht aus erster Hand über die brutale Vorgehensweise im Gefängnis.

Ich bin nicht der technikaffinste Mensch. Ich legte mein Handy neben das Mikrofon des Laptops, um das Interview aufzuzeichnen. Pouyan, der während meines Telefongesprächs im Türrahmen stand, verdrehte nur die Augen. „Wenn die Leute wüssten, wie du arbeitest, würde dich niemand anrufen“, flüsterte er mit subtiler Überheblichkeit, die Teenager ihren Eltern gegenüber häufig an den Tag legen. Ich schob ihn beiseite, aber er blieb im Zimmer, ganz offensichtlich betroffen von der Geschichte, die über mein Telefon zu hören war. Ghaderi und ein Anwalt, dessen Namen ich nicht nennen kann, schilderten noch einmal die Ereignisse des Tages und ich nahm ihre Erzählung auf.

„Hast du da gerade mit jemandem im Gefängnis gesprochen?“, fragte Pouyan, als ich aufgelegt hatte.

„Ja, aus Evin“, erwiderte ich zerstreut, während ich anfang, das Interview zu transkribieren.

„Wie kann dich jemand aus dem Evin-Gefängnis anrufen?“

„Die Leute schmuggeln Mobiltelefone in die Gefängnisse und die Wärter finden nicht immer alle davon.“

„Wie kommt es, dass die Gefangenen dich anrufen, es gibt doch im Iran auch Organisationen und Journalisten. Gibt es vor Ort niemanden, der ihnen helfen kann? Du bist hier in London!“

Natürlich gab es Organisation im Iran, die sich für die Rechte der Gefängnisinsassen einsetzten und Journalisten, die daran interessiert waren, über diese Dinge zu berichten. Doch die traurige Realität war, dass keine Publikation im Iran es wagen würde, über die Brutalität in den Gefängnissen zu berichten. Es gibt viele rote Linien und sie zu überschreiten, bringt diejenigen, die es tun, in große Schwierigkeiten. Über politische Gefangene zu schreiben, ist so eine rote Linie, weil die Behörden schlicht leugnen, dass es überhaupt politische Gefangene gibt. Wenn Journalisten zu diesem Thema recherchierten, riskieren sie, selbst in Evin zu landen.

„Ich bin im Ausland und die Behörden können mich nicht anrühren. Hier kann mich niemand verhaften und es ist meine Pflicht, diese Nachrichten zu verbreiten.“

Ich rief BBC Persian an und erzählte ihnen, dass ich Audioaufnahmen direkt aus Evin hatte.

Die Reporter der BBC hatten keine so guten Kontakte, wie ich sie hatte, und die Redakteure waren sich schnell einig, dass ich eine Sondersendung über das Gefängnis machen sollte. Am nächsten Tag, als Kambiz und ich gerade in der U-Bahn saßen, kam ein weiterer Anruf aus dem Gefängnis. Wir eilten schnell aus dem Zug. Ich jonglierte mit meinem Rucksack, meinem iPhone und meinem Laptop – irgendetwas davon musste ja herunterfallen. Der Laptop flog durch die Luft und krachte auf den Boden und ich landete direkt auf ihm. Mir tat alles weh, aber mein Laptop sah noch schlimmer aus.

Das ganze mühsam zusammengekratzte Geld, das ich mit meiner freiberuflichen Arbeit verdient hatte, musste ich nun in einen neuen Laptop investieren. Nicht zum ersten Mal hatte ich einen Schritt vor-

wärts und zwei Schritte zurück gemacht. Ich verfluchte mich für meine Ungeschicklichkeit.

„Ich verspreche, dass ich von jetzt an vorsichtiger sein werde“, sagte ich.

„Genau so lange, bis es das nächste Mal passiert“, erwiderte Kambiz und rollte mit den Augen. Er hatte sich schon daran gewöhnt, dass ich Handys und Kreditkarten verlor und elektronische Geräte zerstörte. Und wirklich ergoss sich kaum ein Jahr später ein Glas Wasser über meinen neuen Laptop. Aber das ist eine andere Geschichte.

Die Nachrichten aus Evin waren sensationell und erregten große Aufmerksamkeit erregten, doch seltsamerweise waren es die Fotos von mir, auf denen ich frei durch London lief, die mehr Menschen erreichten. Dieses eine Foto und der dazugehörige Text erhielten mehr als 14.000 Likes, wurden 741mal geteilt mehr als 500mal kommentiert. Diejenigen, die mich auf Facebook kritisierten, beschwerten sich, dass Frauen im Iran diese Freiheit nicht hatten. Das stimmte zwar, aber Millionen iranische Frauen finden Wege, die Hidschab-Pflicht zu umgehen. Ich hatte das auch getan. Ein Foto von mir, das mich ohne Hidschab auf dem Weg von Teheran in den Norden nach Ghomikola zeigt, ist der Beweis.

Ich war keine Rebellin. Millionen iranischer Frauen würden dasselbe tun, wenn es die Religionspolizei nicht gäbe. Wenn sie auch nur die geringste Chance haben, ihren Hidschab abzulegen, vor allem im geschützten Raum ihrer eigenen Autos, tun sie es auch. Ich war mir sicher, dass jede iranische Frau solche Bilder hat, aufgenommen in einem privaten Moment, allein oder mit Freunden. Eines Tages verwendete ich die Phrase *Azadi Yavashaki* – heimliche Freiheit – und war mir sicher, dass jede Frau im Iran es verstehen würde. Ich wusste es einfach. Es gibt keine Frau in der Islamischen Republik, die nicht gezwungen ist, einen Teil des Lebens *yavashaki*, also versteckt, zu leben. Als iranische Frau hat man sich irgendwann heimlich verliebt, heimlich das Kopftuch abgenommen, heimlich eine Party besucht oder heimlich eine Reise unternommen. All die Frauen, die mir jetzt Fotos ohne ihren Schleier schickten, wussten genau, wogegen sie protestierten. Sie kannten das sündhafte Vergnügen, ein ungerechtes Gesetz zu brechen. Je mehr Zeit

ich online mit diesen Frauen verbrachte, die mir ihre Fotos und Videos schickten und dadurch einen Arrest, eine Verhaftung, eine Gefängnisstrafe und Schlimmeres riskierten, desto mehr wurde mir bewusst, dass wir alle miteinander verbunden waren. Es spielte keine Rolle, dass ich physisch nicht im Iran war; wir waren miteinander verbunden, unabhängig von Klasse, Einkommen, Beruf oder geographischer Lage. Als Frauen in der Islamischen Republik standen wir allen den gleichen Enttäuschungen gegenüber. Wir alle waren gezwungen, Teile unserer Identität zu verstecken, ein Stück unseres wahren Selbst zu verbergen. Ich wollte nicht mehr heimlich leben.

Am 1. Mai veröffentlichte ich das Foto, auf dem ich im Iran ohne den Hidschab Auto fahre, zusammen mit dem folgenden Text:

Wenn du eine Frau bist, die nicht an die Hidschab-Pflicht glaubt, wirst du dir, wo auch immer du bist, deine eigene *Azadi Yavashaki* – deine heimliche Freiheit – schaffen, damit die Last des Zwangs dich nicht erdrückt. Der Druck kommt nicht nur von dem Gasht-e Erschad, dem Ministerium für Kultur und islamische Führung. Manchmal kommt der Druck auch von der Familie, manchmal vom Arbeitgeber und oftmals ist man gezwungen, sich anzupassen, um nicht negativ beurteilt zu werden. Ich habe alle diese Formen von Zwang erlebt und würde wetten, dass die Mehrheit der iranischen Frauen, die nicht an die Hidschab-Pflicht glauben, diese *Azadi Yavashaki* genossen zu haben. Ich bin bereit, eine weitere Wette einzugehen, nämlich dass diese Frauen Fotos von ihren heimlichen Momenten der Freiheit besitzen.

Sollen wir diese Fotos von uns veröffentlichen, auf denen wir ohne Kopftuch Auto fahren, im Wald spazieren gehen, am Meer entlanglaufen, auf einen Baum klettern oder die Wüste laufen; an Orten, an denen wir aufatmen können? Hier mein Foto meiner heimlichen Freiheit, das mich auf der Haraz-Autobahn in Richtung Norden zeigt.

Nur wenige Minuten später schickte mir eine Frau ein Foto mit sich in einer ähnlichen Pose und ohne Kopftuch. „Bitte veröffentlichen Sie meinen Namen nicht, sonst werde ich verhaftet“, bat sie.

Ich postete das Foto auf meiner eigenen Facebook-Seite und schrieb einen weiteren Kommentar: „Es gibt diejenigen, die sagen, der Hidschab sei keine wichtige Angelegenheit und das Land hätte größere

Probleme. Mein Posteingang ist voll von Nachrichten von Frauen, die der Meinung sind, dass er ein großes Problem ist. Lasst uns die 'kleinen Anliegen' anderer Leute respektieren.“

Einige der Kommentare bezogen sich auf *Azadi Yavashaki*. Der Begriff schien auf irgendeine Weise anziehend auf die Iraner zu wirken. Jeder im Land wusste, wovon ich sprach; von den kleinen Momenten der Rebellion, den winzigen Trotzreaktionen, die uns atmen lassen; von dem sündhaften Vergnügen, ungerechte Regeln zu brechen und uns dabei ein Mindestmaß an Würde zurückzuerobern.

Ich dachte, dass dies ein großartiger Name für eine neue Kampagne wäre. Zufälligerweise erstellte eine meiner Leserinnen eine Facebook Seite namens *Azadi Yavashaki* und machte mich anschließend zur Administratorin der Seite. Zwei Tage später, am 3. Mai, erblickte die Webseite *Azadi Yavashaki – My Stealthy Freedom* (Meine heimliche Freiheit) – das Licht der Welt.

Mir war sofort klar, dass unsere Kampagne auch international Fuß fassen musste, und ich bat meine Freunde, die Texte, die man mir zuschickte, ins Englische zu übersetzen. Unsere Seite explodierte förmlich und genoss große Aufmerksamkeit, sowohl im Iran als auch in den internationalen Medien.

Vor 100 Jahren hatten iranische Frauen am öffentlichen Leben teilgenommen und wichtige Positionen in der Lehre und im Journalismus innegehabt. Der Kampf für unsere Rechte ist kein neues Phänomen und der Hidschab war im Iran schon immer ein heikles Thema. Am 7. Januar 1936, dem „Tag der Befreiung der Frauen“, hatte Schah Reza Pahlavi den Hidschab im Zuge seiner Modernisierungsbemühungen verboten. Als sein Sohn Mohammad Reza den Thron bestieg, setzte er dieses Verbot nicht durch und der Hidschab wurde zu einer persönlichen Angelegenheit; iranische Frauen hatten die Wahl, ihn zu tragen oder es nicht zu tun. Sie konnten Spitzenpositionen im Land einnehmen, Kabinettsministerinnen werden und sogar als Richterinnen fungieren. Die Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi war vor der Revolution Richterin gewesen, wurde danach aber zur Sekretärin degradiert.

Am 8. März 1979, nur einen Monat nach der Revolution, demonstrierten 100.000 Frauen gegen die Hidschab-Pflicht.

In meiner eigenen Familie trugen alle Frauen Kopftücher, sogar nachts im Bett. Doch der Widerstand gegen das Kopftuchgebot ist im Land weit verbreitet. Ich war nicht gegen den Hidschab, sondern gegen den Zwang, ihn zu tragen. Ich wollte, dass Frauen die Freiheit haben, wählen zu können.

Unser allererstes Bild auf *My Stealthy Freedom* zeigt eine große Frau in einem kirschroten knielangen Kleid, das sie über einer Jeans trägt. Sie steht darauf allein in der Mitte einer verlassenen Straße. Soweit man sehen kann, säumen Chinar-Bäume die Straße. Die geheimnisvolle Frau hat ihre Arme weit geöffnet, als sei sie an ein unsichtbares Kreuz genagelt und hat den Kopf so in den Nacken geworfen, das ihr Gesicht nicht vollständig sichtbar ist, ihre brünetten Locken fallen sanft auf ihre Schultern; sie trägt keine Kopfbedeckung.

Am 5. Mai veröffentlichten wir ein weiteres Foto. Die Frau darauf lässt gerade ihr Kopftuch los, und es scheint in der Luft zu schweben.

Ich war überwältigt von der Resonanz und bekam jedes Mal eine Gänsehaut, wenn das Foto einer mutigen Frau in meinem Posteingang landete. Die Bilder offenbarten einen Sinn für Humor; auf einem steht eine unverschleierte junge Frau unter einem Schild, auf dem zu lesen ist: Schwestern, achtet auf das richtige Tragen eures Hidschab. Dies war das Äquivalent dazu, den Behörden mit einem Lächeln den Mittelfinger zu zeigen. „Haben die Verantwortlichen schon einmal darüber nachgedacht, warum Frauen vor so einem Schild stehen und anstatt die Anweisung zu befolgen, ihre Kopftücher abnehmen?“, schrieb eine der Frauen.

Eine weitere junge Frau mit roten Haaren und dunkler Sonnenbrille steht neben den Ruinen von Persepolis, der Hauptstadt des alten Perseerreichs. Ihr Kommentar dazu: „Freiheiten, die nur einige Sekunden lang dauern“. In einem anderen Bild tanzen zwei junge Frauen ohne Kopftücher fröhlich am Ufer des Kaspischen Meeres. Natürlich sind die Strände im Iran nach Geschlechtern getrennt. Einen Tag später veröffentlichten wir einige Gruppenfotos von Frauen, die ihre Kopftücher in die Luft werfen.

Es bewegte sich etwas, direkt vor unseren Augen.

Im Iran werden Mädchen dazu erzogen, immer den Kopf zu senken, so unauffällig wie möglich und besonders sanftmütig zu sein. Frauen, insbesondere in kleinen Städten und Dörfern, werden ermahnt, sobald sie Aufmerksamkeit erregen. Die meisten Frauen im Iran scheinen sich immer zu ducken, doch die Frauen, die ihre Fotos zu *My Stealthy Freedom* schickten, taten das Gegenteil: Sie standen aufrecht, hielten ihre Arme hoch und zeigten der Welt, dass iranische Frauen frei und stark sind und sich nicht für ihre Körper schämen. Sie lächelten, sahen glücklich statt missmutig aus, als ob dieser kleine Akt der Rebellion allen Frauen Macht verleihen könnte.

Frauen, die ihre Fotos ohne das Kopftuch auf einer öffentlichen Seite veröffentlichen, können wegen Verstoßes gegen das Gesetz verhaftet werden. Doch diese Frauen schienen sich darum nicht zu sorgen, sondern diese kurzen Momente der Freiheit und des Trotzes zu genießen. Und alle schienen sagen zu wollen: der Hidschab war nicht meine Wahl, und ich will die Freiheit haben zu wählen.

Die Zugriffe auf die Facebook-Seite schienen ins Unermessliche zu steigen. Jeden Tag sahen sich Tausende unserer Kampagne an. Nicht schlecht für eine Nischen-Seite. Nach drei Tagen hatten wir mehr als 27.000 Fans. Manoto TV war das erste Medienunternehmen, das über die Kampagne in persischer Sprache berichtete. Am 7. Mai 2014 bekam Golnaz Esfandiari, eine Journalistin von Radio Free Europe/Radio Liberty, Wind von der Kampagne und schrieb einen kurzen Beitrag darüber.

Plötzlich hatten sich die Schleusen der Medien geöffnet. Votive, eine Online-Publikation, veröffentlichte eine fabelhafte Reportage über die Kampagne, die dank eines Tweets des Star Trek-Stars George Takei weiteren Aufschwung erhalten hatte.

Als ich Kambiz davon erzählte, schwieg er einen Moment lang. „George Takei hat über uns getwittert? Ist das dein Ernst?“, fragte er ungläubig am anderen Ende der Leitung in New York. An einem normalen Tag telefonierten wir fünf- bis sechsmal, aber in dieser Phase standen wir quasi in Dauerkontakt. „Das ist Sulu, der Typ aus Star Trek, kennst du ihn etwa nicht?“

„Wer ist Star Trek?“

„Nicht wer, sondern was. Das ist eine klassische Science-Fiction Fernsehserie und es gibt auch Hollywood-Filme dazu.“ Er hielt inne. „Du hast keine Ahnung, wovon ich spreche, oder?“

„Ich schaue nur Friends. Star Trek, Star Wars, Star was-auch-immer – das ist dein Gebiet. Kannst du dich um ihn kümmern?“

Die Arbeitsbelastung war anfangs sehr hoch. Zum einen war die schiere Menge an Fotos, die ich aus dem Iran geschickt bekam, überwältigend, zum anderen konnte ich nicht einfach irgendein Foto veröffentlichen. Ich musste jedes einzelne davon überprüfen, um sicherzustellen, dass es keine Fälschung war und kein Foto ohne die Erlaubnis der darauf abgebildeten Person geschickt worden war. Ein falscher Schritt und wir hätten unsere ganze Glaubwürdigkeit verloren. Ich erhielt eine Reihe von Fotos von gefälschten Accounts. Wie nicht anders zu erwarten, versuchten Agenten der Islamischen Republik mehrmals, uns zu diskreditieren, indem sie uns gefälschte Fotos schickten. In diesem verrückten ersten Monat brachten Freunde wie Ahad G., ein aristokratischer Iraner mit britischem Akzent, mir Essen vorbei, damit ich nicht verhungern musste. Bei jeder Kampagne ist es entscheidend, Momentum zu entwickeln und beizubehalten. Ich eilte von einem Interview zum anderen, um zu erklären, dass unsere Bewegung sich für die Entscheidungsfreiheit einsetzt. Wir sind nicht gegen den Hidschab; wir sind nicht gegen den Islam.

„Ich habe nichts gegen den Hidschab. Meine Mutter ist eine Traditionalistin; sie trägt Vollverschleierung, genau wie meine Schwester, aber Millionen anderer Frauen möchten das nicht tun“, erklärte ich bei jedem Interview.

Als die von der iranischen Regierung unterstützten Angriffe auf *My Stealthy Freedom* überhandnahmen, schlossen sich weitere Aktivistinnen der Kampagne an, beantworteten E-Mails, posteten in Foren und twitterten nonstop. Dies war ein kultureller Krieg und die Gefechte wurden in den sozialen Medien ausgetragen. Iranische Frauen zeigten der Welt, dass sie keinen Hidschab tragen würden, wenn sie die Wahl hätten. Das war die Kernbotschaft meiner Kampagne, und sie war für die Geistlichen im Iran gefährlich. Bis dahin war das Narrativ der Isla-

mischen Republik gewesen, dass iranische Frauen die Hidschab-Pflicht mit offenen Armen begrüßten.

Innerhalb von drei Wochen hatte die Seite 350.000 Fans. Eines meiner Lieblingsfotos, das um den 20. Mai 2014 herum veröffentlicht wurde, zeigt eine Frau, die einen bodenlangen Tschador trägt und sich eine kleine Kreidetafel vor ihr Gesicht hält, so dass nur ihre Augen sichtbar sind. Auch wenn sie, so verhüllt, das iranische Gesetz verfolgt, verleiht die Botschaft auf der Kreidetafel dem Bild Sprengkraft: Ich bin eine iranische Frau, ich glaube an den Hidschab und verabscheue gleichzeitig den Zwang, ihn tragen zu müssen.

Die Sorge, dass eine meiner „Stealthies“ verhaftet werden würde, bereitete mir viele schlaflose Nächte. Doch nichts geschah.

Meine Gegenspieler waren nicht nur die Regierungskräfte. Selbst unter den Gruppierungen, die sich gegen die Islamische Republik wenden, gibt es bei wenigen Themen eine einhellige Meinung, am allerwenigsten in der Hidschab-Frage. Einige Radikale sind der Meinung, ich würde nicht weit genug gehen, und dass ich den Hidschab und den Islam an sich anprangern sollte. Die dogmatischen Linken griffen mich an, weil sie sagten, dass die Hidschab-Frage nicht so wichtig sei und dass ich mich lieber darauf konzentrieren sollte, Armut und Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Eine Gruppe beschuldigte mich, eine Spionin Israels zu sein, während eine andere in mir eine Agentin der Islamischen Republik sah. Manche sagten, sie könnten mir nicht trauen, weil meine Eltern Anhänger des Regimes waren und ich für reformerische Zeitungen gearbeitet hatte.

Es herrschte auch Uneinigkeit darüber, wer mich eigentlich bezahlte. Die einen sagten, ich würde von der CIA bezahlt, andere waren der Meinung, der israelische Mossad würde mich finanzieren, wieder andere, dass Ayatollah Rafsanjani hinter meiner Kampagne stünde.

Ich witzelte, dass mir diese Spionageagenturen so viel Gehalt nachzahlen müssten, dass ich mich als Multimillionärin zur Ruhe setzen könnte. Tatsächlich musste ich mein Wohnzimmer in ein Schlafzimmer verwandeln und es vermieten, um über die Runden zu kommen.

Eine weitere Gruppierung beschuldigte mich, iranischen Frauen zu schaden und die Bemühungen der Frauenrechtsaktivistinnen zu un-

tergraben. „Weißt du nicht, dass Freiheit nicht heimlich sein kann?“, stichelten sie.

Innerhalb der ersten Monate wurden die Angriffe so schlimm, dass ich mit dem Gedanken spielte, das ganze Projekt zu beenden. Ich hatte etwa zehn Kilo an Gewicht verloren und wog jetzt gerade noch 40 Kilo. Ich war verzweifelt und kurz davor, aufzugeben.

„Bist du verrückt geworden?“, fragte Kambiz während eines unserer Telefongespräche. „Jetzt aufzuhören, wäre Wahnsinn. Du hast doch gerade erst angefangen. Diejenigen, die dir ihre Fotos und ihre persönlichen Geschichten schicken, kommen alle aus dem Iran. Sie sind real und sehen in dir ihre Vorkämpferin.“

„O.k., aber ich ändere den Namen von ‘Meine heimliche Freiheit’ in ‘Meine eindeutige Freiheit’ oder ‘Meine explizite Freiheit’.“

Er lachte schallend. „Schön, dass du deinen Sinn für Humor wiedergefunden hast. Der ist unbezahlbar.“

Der Name blieb, wie er war.

Tatsache war, dass die Frauen, die ich erreichte, keine Akademikerinnen waren; sie waren weder reich noch politisch aktiv, aber sie spürten die Last des Hidschab-Zwangs. Sie fühlten sich von der Religionspolizei gedemütigt, die ihnen sagte, sie sollten Ihre Kopftücher richten oder längere Mäntel tragen, die ihnen bis zu den Knöcheln reichten. Meine Fans waren ganz normale Frauen mit ganz normalen Sehnsüchten. Sie wollten nicht sämtliche Probleme der Gesellschaft lösen, doch sie wollten würdevoll behandelt werden. Das war der erste Schritt; der Rest würde folgen.

In einem meiner Beiträge hatte ich geschrieben:

Wenn Freiheit bedeutet, immer ja zu sagen, dann ist das keine Freiheit. Freiheit bedeutet, nein sagen zu können. Wenn ich nur innerhalb meiner eigenen vier Wände frei sein kann, dann ist das sehr wenig Freiheit. Ich bin nicht frei, wenn ich sanftmütig sein muss, wenn mich ungerechte Gesetze dazu zwingen, mich zu verhüllen, wenn ich weniger Rechte habe als Männer, wenn mir das Recht verwehrt wird, ohne die Erlaubnis meines Mannes ins Ausland zu reisen, oder wenn man mir den Zutritt zu Sportstadien verbietet. Die Islamische Republik fürch-

tet, dass Frauen ihre Stimme finden und mit lauter Stimme über ihren Mangel an Freiheiten sprechen können.

Ich musste mich dazu zwingen, ruhig und sachlich zu bleiben, wenn meine Kritiker behaupteten, dass Freiheit nicht heimlich sein könne. „Natürlich kann Freiheit nicht heimlich sein“, schrieb ich immer wieder. „Wenn tausende iranischer Frauen öffentlich auf Facebook und in den internationalen Medien protestieren, ist nichts an unserer Kampagne heimlich. Die *My Stealthy Freedom*-Facebook-Seite ist dazu da, diese Freiräume bekannt zu machen.

Eine Reihe von politischen Aktivisten beschwerten sich, dass die Hidschab-Pflicht nur ein kleines Problem sei, das zu gegebener Zeit gelöst werden würde, sobald die iranische Gesellschaft in Ordnung gebracht wäre. „Glaubt ihr nicht, wir hätten größere Probleme als den Hidschab-Zwang?“

Doch es ist kein kleines Problem. Es ist das größte Problem. Ab einem Alter von sieben Jahren müssen iranische Frauen der Hidschab-Pflicht nachkommen, auch wenn sie keine Musliminnen sind. Wenn sie den Hidschab nicht tragen, können sie keine Ausbildung erhalten, keinen Job bekommen oder auch nur in der Öffentlichkeit gesehen werden, ohne verhaftet und eingesperrt zu werden.

Ich brauchte jemand Prominenten, der sich für mich einsetzte, und unverhofft kam mir Irans berühmteste Menschenrechtsanwältin zu Hilfe: Nasrin Sotoudeh, die während der Proteste 2009 verhaftete Aktivisten und Aktivistinnen verteidigt hatte und darüber hinaus eng mit der Nobelpreisträgerin Shirin Ebadi zusammenarbeitete. Sie war 2010 selbst verhaftet worden und hatte drei Jahre im Gefängnis verbracht. Im September 2013, kurz vor Rohanis Reise zur Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York, ließ man sie frei und untersagte ihr, als Anwältin zu praktizieren und verbot ihr, das Land zu verlassen. Sotoudeh schrieb daraufhin einen öffentlichen Brief an *My Stealthy Freedom*, in dem sie einen Vorfall aus dem Gefängnis schilderte. 2011 hatte sie sich während ihrer Haft geweigert, einen Tschador zu tragen. Die Behörden hatten versucht, ihren Willen zu brechen und sie wurde vor die Wahl gestellt: Entweder sie würde den Tschador tragen oder ihr Besuchsrecht verlieren. Das hätte bedeutet, dass sie ihre Kinder, ihren

vier Jahre alten Sohn Niemann und Mehraveh, ihre Tochter im Teenageralter, die nächsten 4 Jahre lang nicht sehen würde. Wie sie in ihrem Brief schilderte, hatte Sotoudeh nicht klein beigegeben, sondern ihren Kindern einen Brief geschrieben, um sie auf das Schlimmste vorzubereiten und ihnen ihre Entscheidung zu erklären. Nachdem sie ihnen gesagt hatte, dass sie sie innig liebte und es vermisste, sie zu umarmen und zu küssen, kam sie direkt zur Sache:

Was auch immer ich tue, irgendwann werdet ihr über mich urteilen, ob ich es will oder nicht.

Deshalb sollt ihr wissen, dass ich mich nicht dazu zwingen lassen werde, euch in einem Kleidungsstück entgegenzutreten, das mir aufgezwungen wird. Ich ziehe es vor, euch nicht zu sehen, anstatt ihren ungerechten Forderungen nachzugeben. Ich werde mich nicht dazu zwingen lassen, mich zu verhüllen.

Am Ende gab die Gefängnisleitung nach und erlaubte ihr, ihre Kinder zu sehen. „Dein Protest ist keine unbedeutende Angelegenheit“, sagte sie zu mir.

Mit Sotoudeh an meiner Seite fühlte ich mich souverän genug, um weiterzumachen.

„Wenn du nicht bestimmen kannst, ob du deinen Kopf bedeckst, hast du auch nicht die Kontrolle darüber, was in deinem Kopf vorgeht“, wiederholte ich gebetsmühlenartig auf Pressekonferenzen. Die Hidschab-Gesetze waren das offensichtlichste Zeichen der Unterdrückung von Frauen. Frauen im Iran haben mehr Rechte als andere unserer Schwestern zum Beispiel in Saudi-Arabien, doch wir leiden genauso unter der Diskriminierung. Millionen iranischer Frauen wehren sich dagegen, als Bürgerinnen zweiter Klasse behandelt zu werden. Frauen werden klein gehalten, durch Arbeitsgesetze, die Frauen diskriminieren, durch Scheidungsgesetze, die das Sorgerecht für die Kinder den Männern zusprechen, dadurch, dass Frauen nicht für die Spitzenämter des Landes kandidieren oder sich als Richterin qualifizieren können. Eine unverheiratete Frau in der Islamischen Republik kann ohne die Erlaubnis eines männlichen Verwandten oder ihres Vaters keinen Beruf ausüben und nicht ins Ausland reisen. Die beste Fußballspielerin des Irans wurde daran gehindert, zusammen mit ihrer Mannschaft zu

einem wichtigen Spiel zu reisen, weil der Ehemann ihr seine Erlaubnis verwehrte. Eine Frau ist nur halb so viel wert wie ein Mann: Wenn eine Frau durch einen Autounfall getötet wird, ist die Entschädigungszahlung für ihre Familie nur halb so hoch wie die für einen Mann. Die Liste der Diskriminierung von Frauen ist endlos und das offensichtlichste Zeichen dafür, dass Frauen Bürgerinnen zweiter Klasse sind, ist die Tatsache, dass sie nicht wählen können, wie sie sich kleiden.

Ich erwartete nicht, dass sich die Hidschab-Gesetze über Nacht ändern würden, doch ich wollte die Gesellschaft verändern und Frauen dazu befähigen, ihre Möglichkeiten zu sehen.

Eine junge Frau aus einem Dorf in der ländlichen Provinz Lorestan, einer „Bastion der Tradition“ fernab vom Glanz Teherans, schickte mir ein Foto mit einer Nachricht, die mich sehr an meine eigene Zeit in Babol erinnerte. „Ich stamme aus einer Gegend, in der ich mein Haar sogar vor meinem Vater, meinen Brüdern und allen männlichen Verwandten verstecken muss“, schrieb sie. „In unserer Gesellschaft wird uns alles aufgezwungen. Ich möchte nicht, dass Frauen dazu gezwungen werden, ihren Hidschab abzulegen oder ihn zu tragen. Wir alle müssen das Recht haben zu wählen.“

Da sie in einem kleinen Dorf lebte, hatte sie damit, dass sie mir ihr Foto schickte, viel riskiert. Später meldete sie sich bei mir und erzählte, dass viele Freunde sie erkannt hatten und dass sie Drohungen erhalten hatte und beleidigt worden war. Aber sie war froh, es getan und sich den Anfeindungen widersetzt zu haben.

Wir alle haben *yavashaki*, also heimliche Momente, doch als Frauen ermächtigen wir uns selbst in dem Moment, in dem wir aufhören, eine Lüge zu leben. Ich hätte vorgeben können, die Hidschab-Gesetze in der Öffentlichkeit zu befolgen und privat kein Kopftuch zu tragen, aber das wäre Heuchelei gewesen. Ich wollte, dass alle iranischen Frauen stark genug sein konnten, ihre Freiheiten einzufordern.

Selbst in westlichen Ländern werden Frauen in Situationen gezwungen, in denen sie die Entscheidungen akzeptieren müssen, die für sie getroffen werden. Doch wenn Frauen anfangen, ihr eigenes Leben

zu leben, bilden sie eine mächtige, treibende Kraft für gesellschaftliche Veränderung.

Bis Ende Mai, in weniger als fünf Wochen, hatte *My Stealthy Freedom* fast 500.000 Fans gewonnen.

Die ganze Welt sprach über die tapferen iranischen Frauen, die 74 Peitschenhiebe oder eine Gefängnisstrafe riskierten, um gegen die Hidschab-Regeln zu protestieren.

Es würde Konsequenzen haben, da war ich mir sicher, doch ich wusste noch nicht, welche.